

Juan Illich, In den Flüssen nördlich
der Zukunft. Letzte Gespräche über Religion
und Gesellschaft mit David Cayley
Beck: München 2006

Titel der kanadischen Originalausgabe:
The Rivers North of the Future
The Testament of Ivan Illich as Told to David Cayley
Copyright © House of Anansi Press Inc. Toronto, 2005

Mit freundlicher Unterstützung des



Canada Council
for the Arts

Conseil des Arts
du Canada

In den Flüssen nördlich der Zukunft
werf ich das Netz aus, das du
zögernd beschwerst
mit von Steinen geschriebenen Schatten

PAUL CELAN

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2006
Umschlaggestaltung: roland angst, Berlin + stefan vogt, München
Umschlagabbildung: Bernd Koberling, *Flußlauf 1*
(1968, Überspannung: Kunstharzfarbe/Nessel 130 × 160 cm)
Autorenportrait: Heinrich Dauber, Kassel
Satz: Fotosatz Janß, Pfungstadt
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 10: 3 406 54214 X
ISBN 13: 978 3 406 54214 5

www.beck.de

15. Der Anfang vom Ende

CAYLEY: Ich habe die Aufzeichnungen unserer Gespräche vor zwei Jahren mehrfach durchgelesen und einige Punkte würde ich gerne klären. In unserem Gespräch bist du immer wieder auf die Idee des Mysteriums des Bösen zurück gekommen, über das Paulus erstmals in seinem Brief an die Thessaloniker spricht. Inzwischen hatte ich Gelegenheit, die Briefe des Paulus nochmals zu lesen, und mir scheint, Paulus sagt hier, die Inkarnation sei sozusagen der Anfang vom Ende. Da ist etwas geschehen, das alles – unwiderruflich – umstürzt.

ILLICH: Ja. Und Paulus macht die zutiefst tröstliche Aussage, dass er erträgt, woran er leidet, was immer es auch sein mag – sagen wir, es war Epilepsie –, um das zu erfüllen, was noch fehlt und deshalb das Ende zurückhält.¹ Um Paulus frei wiederzugeben: den Verdross, den mir mein Nachbar macht, mit Humor und Ergebenheit zu ertragen, könnte der letzte Strohalm sein, den es braucht. Bei jedem Anlass, bei dem sich einer von uns einfach dem Leiden Christi anschließt, könnte er just das Ende herbeiführen. Das ist eine wunderbar tröstliche Idee, und Paulus behauptet – ich glaube zu Recht – dass ich den Verlauf meines eigenen Lebens auf diese Weise betrachten darf. Wir tragen vielleicht gerade in diesem Augenblick dazu bei.

Ich habe diese komische Uhr an meinem Arm mit dem beweglichen Zeiger, der die Sekunden anzeigt. Ich habe mich oft gefragt, ob der nächste Klick nicht der letzte sein könnte. Du kennst die Geschichte vom alten Rabbi, die Erich Fromm immer wieder erzählt hat. Seine Frau sagte: Ich muss deine Socken waschen. Also zog er einen Schuh aus und gab ihr eine Socke. Sie darauf: Kannst du mir nicht die zweite geben? Nein, sagte er, ich ziehe nie beide Schuhe zugleich aus. Ich möchte bereit sein, wenn der Messias kommt.

CAYLEY: Aber was hat sich durch die Inkarnation verändert? Warum ist sie der Anfang vom Ende?

ILLICH: Als Maria das Wort Gottes im Fleisch gebar, da geschah etwas Weltbewegendes, etwas, das bis zu diesem Moment jedes Mal geschehen war, wenn eine Frau das Kind gebar, das sie erhofft hatte, und sich und anderen damit bewies, dass ihr Schwangergehen wirklich gewesen war. Die Weissagungen der Propheten wurden erfüllt. Das Gestammel der Propheten wurde auf die einzige Art legitimiert, in der bis ins 20. Jahrhundert eine Schwangerschaft legitimiert werden konnte – nämlich *post partum* – weil das Kind da war. Das ist die erste Sache, die sich verändert hat. Das Zweite ist, dass von diesem Moment an jedes prophetische Tun oder Sagen nicht nur eine Hoffnung ist, sondern Glaube an die Gegenwart Gottes im Fleisch. Wenn ich für die Studenten, Kollegen und andere regelmäßige Besucher in meinen Vorlesungen, von denen die meisten das, was ich gerade gesagt habe, als Phantasie oder Ideologie abtun würden, Texte aus dem 12. Jahrhundert interpretiere, dann sagen sie: Du meinst also, dass Christen daran glauben, dass ein Mensch Gott ist? Es ist allerdings unwahrscheinlich, dass man Christen das sagen hört. Ich habe Katholiken und Mitgliedern der anglikanischen Kirche zugehört, und sie sagen das gewöhnlich andersherum – Gott kommt zuerst. Aber für Joseph kam das Kind zuerst. Der Glaube an die Inkarnation kann in unserer Zeit gerade deshalb eine Blüte erfahren, weil der Glaube an Gott getrübt ist und wir geneigt sind, Gott im Anderen zu entdecken. Das scheint mir wichtig, wichtiger als jemals zuvor; denn in den letzten Jahren sorgten diejenigen für zunehmende Verunklarung, die behaupten, dass gewisse physikalische und mathematische Eigenschaften des Universums sie zu der – äußerst fruchtbaren – Hypothese veranlassen, Gott – einen konstruierten Gott – hinter dem Urknall zu postulieren.² Und ich lache und sage: Kommt, lasst uns eine Krippe anschauen – und ich versuche ihnen zu erklären, was eine Krippe ist – und dass es in vielen Teilen der Welt Kinder gibt, deren Mütter sie an einer Straßenecke, wenige Stunden nach der Geburt, in einen dreckigen Mantel einwickeln ...

CAYLEY: In unseren früheren Gesprächen hast du auch behauptet, dass mit der Inkarnation die Sünde ihre Bedeutung veränderte. Könntest du das etwas genauer ausführen?

ILLICH: Ich meine, dass uns Christus in diesem Augenblick auf eine einzigartige und endgültige Weise die Augen geöffnet hat für die Bezie-

hung zwischen David und Ivan. Man könnte auch sagen: zwischen einem Ich und einem Du. Ich bin zunehmend davon überzeugt, dass ich jeden, den du mir als einen *adversarius* bringst, davon überzeugen kann, dass es nichts dergleichen gab, bevor Christus das offenbarte, auch wenn es Dinge geben mag, die dem ein wenig ähneln. Beim letzten Mal sprachen wir, wenn ich mich recht erinnere, über den Samariter – einen Palästinenser, der nicht im Tempel von Jerusalem betet –, der die Straße entlang geht, einen zusammengeschlagenen Juden dort liegen sieht und sich ihm zuwendet. Wie der Samariter, so sind auch wir Geschöpfe, die ihre Vollendung nur darin finden, dass sie eine Beziehung knüpfen, und diese Beziehung ist vom Standpunkt jedes anderen beliebig, nur für den Samariter nicht, denn er handelt auf den Ruf des geschlagenen Juden hin. Aber sobald diese Möglichkeit geschaffen ist, kann sie auch gebrochen und verneint werden. Eine Möglichkeit der Untreue, der Abwendung, der Kälte ist geschaffen worden, die es nicht hätte geben können, bevor nicht Jesus diese Möglichkeit eröffnete. Sünde in diesem Sinne gab es also nicht. Ohne den Schimmer der Gegenseitigkeit hätte die Möglichkeit ihrer Verleugnung, ihrer Zerstörung nicht gedacht werden können. Ein ganz neues «Soll» kam in die Welt, das nicht auf eine Norm bezogen ist. Es hat ein *telos*. Es richtet sich auf jemanden aus Fleisch und Blut – aber nicht nach einer Richtlinie. Für Menschen, die sich heute mit Ethik oder Moral befassen, ist es fast unmöglich geworden, sich dem Geschwätz über Normen zu entziehen. Sie versuchen, das «Soll» an Normen zu binden.

CAYLEY: In unserem früheren Gespräch hast du heftig widersprochen, als ich den Ausdruck «nach-christlich» gebrauchte, um unsere Zeit zu charakterisieren. Du hast gesagt: Nein, unsere Zeit ist nicht post-christlich, sie ist apokalyptisch. Ich würde gerne mehr darüber hören, was es deiner Ansicht nach bedeutet, in einer apokalyptischen Welt zu leben.

ILICH: Als ich mich dagegen verwahrte, unsere Zeit als nachchristlich zu bezeichnen, und darauf bestand, dass sie apokalyptisch sei, tat ich das als eine Art Möchtegern-Schüler des Thomas von Aquin: *per fidem quaerens intellectum* und *per intellectum quaerens fidem*. Mit dem Glauben suche ich nach einem geschichtlichen Verständnis der Zeit seit Bethlehem; und andererseits versuche ich mit dem Verstand das erste und zweite christliche Jahrtausend zu verstehen. Die Welt wurde un-

umkehrbar verändert durch das Auftauchen einer Gemeinschaft – eines «Hier» und «Da» also –, die vollständig auf dem Beitrag jedes Einzelnen, ungeachtet seines Ranges, bei der *conspiratio* des liturgischen Kusses beruhte. Eine Gemeinschaft wurde durch leibhaftigen Austausch gestiftet und nicht durch den Verweis auf etwas Kosmisches oder Natürliches. Wenn ein «Wir» als Folge einer *conspiratio* entstehen kann, befinden wir uns schon außerhalb der Zeit. Dann leben wir bereits in der Zeit des Geistes.

Eine Folge davon ist, dass eine neue Art von Bösem auftaucht, das ich Sünde nenne. Sie unterscheidet sich völlig von allem Nicht-Guten, das sich in säkularen Begriffen fassen lässt. Ebenso unterscheidet sie sich von alten Vorstellungen über das Nicht-Gute, das disharmonisch, unstimmig, disproportional ist. Auch diese Begriffe sind unzureichend, um das Böse, das Sünde ist, auszudrücken. Heute lebe ich in einer Welt, in der das Böse durch Un-Werte, negative Werte ersetzt worden ist. Wir stehen vor etwas, für das ich im Deutschen, das so geschickt Begriffe kombinieren kann, den Ausdruck «Entbösung» prägte – ich setzte dieses Wort vor zwanzig Jahren in Deutschland in die Welt und brachte damit die Leute zum Lachen. Auf einem temperierten Klavier gibt es keine Disharmonie mehr; disharmonische Gebäude gibt es nicht, sobald die Idee einer architektonischen Ordnung untergegangen ist, wie Joseph Rykwert in seinem Buch *The Dancing Column* gezeigt hat.³ Wir gelangen also in dieser apokalyptischen Zeitspanne von zweitausend Jahren zuerst zur Entbösung; und dann in unserer Zeit zu etwas, das ich, mangels eines besseren Ausdrucks, *misplaced concreteness* nennen möchte, ver-rückte Konkretetheit oder vielleicht Mathematisierung oder Algorithmisierung, was Uwe Pörksen mit seinem Begriff der «Plastikwörter» zu beschreiben suchte.⁴ 1500 Jahre lang beruhte unser gesamtes soziales und politisches Denken auf der Säkularisierung des Samariters; das heißt die Frage: Was soll ich tun, wenn mich unterwegs plötzlich jemand in Not überrascht? wurde technisiert. Habe ich deine Frage damit beantwortet?

CAYLEY: Nun, lass mich sehen, ob ich das, was du gerade gesagt hast, in eigenen Worten wiederholen kann. Die Entbösung, die entsteht, wenn der Sinn für Proportionalität verloren geht, wurde erst möglich, als Jesus den Horizont des Möglichen durch die Antwort erweiterte, die er

den Pharisäern gab ... Du sagst also, dass das Zeitalter seit Bethlehem qua Definition apokalyptisch ist.

ILICH: Ja, nur bedeutet das Wort im modernen Sprachgebrauch eine Art von Katastrophe. Für mich bedeutet es offenbaren oder enthüllen. Unser Gespräch vor zwei Jahren, das wir jetzt vertiefen wollen, drehte sich um meine Hypothese, wonach die Verderbnis des Besten das Schlimmste ist. Und Teil dieser Hypothese ist, dass der Versuch der Kirche, den Vollzug der «Ortho-Doxie», des rechten Glaubens, und die Ausübung christlicher Nächstenliebe mit weltlicher Macht, gesellschaftlicher Sichtbarkeit und Dauerhaftigkeit auszustatten, nicht unchristlich ist. So wie ich – mit vielen anderen – das Evangelium verstehe, ist dies Teil der *kenosis*, der Erniedrigung, der Herablassung Gottes, der Mensch geworden ist und den mystischen Leib begründete oder hervorbrachte, als den die Kirche sich versteht. Daher musste dieser mystische Leib selbst etwas Ambivalentes sein: auf der einen Seite eine Quelle fortwährenden christlichen Lebens, sodass Menschen, die allein wie auch gemeinsam handeln, ein Leben des Glaubens und der Barmherzigkeit führen können; und auf der anderen Seite eine Quelle der Verkehrung dieses Lebens durch die Institutionalisierung, welche die Nächstenliebe verweltlicht und wahren Glauben obligatorisch macht. Warum sage ich das? Weil ich glaube, dass die einzige Möglichkeit, hoffnungsvoll auf das zu blicken, was während meiner Lebenszeit geschehen ist, darin besteht, dass ich sage: Gottes Güte und Macht zeigt sich strahlender denn je in der Tatsache, dass er die Weltlichkeit seiner Kirche tolerieren kann – ich komme auf das Wort zurück –, seiner Kirche, die zum Samen geworden ist, aus dem moderne Dienstleistungs-Organisationen erwachsen.

Lass es mich mit anderen Worten sagen, die leichter verständlich sind. Ich zumindest glaube, dass ich nicht in einer nachchristlichen Welt lebe – ich lebe in einer apokalyptischen Welt. Ich lebe im *kairos*,⁵ in dem der mystische Leib Christi durch sein eigenes Verschulden beständig gekreuzigt wird, so wie sein physischer Leib gekreuzigt wurde und am Ostertage auferstand. Ich erwarte deshalb die Auferstehung der Kirche von der Erniedrigung – die der Kirche selbst vorzuwerfen ist, weil sie diese Welt der Moderne austrug und in die Welt brachte.

Die Auferstehung liegt hinter uns. Was wir jetzt zu erwarten haben, ist nicht die Auferstehung des Herrn und auch nicht die leibliche Himmelfahrt der Jungfrau Maria, jenes seltsamen Mädchens, das ich seit meiner Kindheit nicht anders denn als Leitstern betrachten konnte. Es ist die Auferstehung der Kirche; und wenn ich sage, dass ich an die Auferstehung der Toten glaube und an das ewige Leben, dann steht für mich die Auferstehung der Toten für die Auferstehung der Kirche.

Du hast gesagt, Du willst mit mir über die *corruptio optimi quae est pessima* sprechen (die Verderbnis des Besten, die das Schlimmste ist), über die Tatsache, dass ich überall, wo ich nach den Wurzeln einer modernen Selbstverständlichkeit suche, ausnahmslos feststellen muss, dass diese im Verlauf des so genannten Zweiten Jahrtausends aus der Kirche entstand. Sie wurde, so meine ich, nicht zu einer postchristlichen Wirklichkeit, sondern zu einer pervertierten christlichen Wirklichkeit. Der Ausdruck postchristlich ließe sich so verstehen, als sei von einer erneuerten Unschuld die Rede, in der das Böse wieder sündenlos und einfach nur böse wird. So wie ich moderne Institutionen beurteile und auch zu verstehen hoffe, sind sie nicht einfach böse, sondern sündhaft, denn sie sind der Versuch, mit menschlichen Mitteln bereitzustellen, was nur Gott, dessen Ruf durch den geschlagenen Juden erfolgte, dem Samariter geben konnte – die Einladung, barmherzig zu handeln.

CAYLEY: Mircea Eliade, den ich viel gelesen habe, spricht von der christlichen «Wertsteigerung der Zeit». Wie du vorhin gesagt hast, bekommt die Zeit nach Bethlehem für Christen eine endgültige und unumkehrbare Richtung, und sie ist nicht mehr zyklisch. Und nach Eliade bleibt diese Ausrichtung sogar noch bei den modernen, säkularen Nachkommen des Christentums, zum Beispiel im Marxismus, erhalten, der ja auch in gewissem Sinne immer noch das Ende erwartet. Aber in den letzten gut 15 Jahren sprechen die Menschen mehr und mehr von der Postmoderne, was eine Rückkehr zur zyklischen Zeit und der erneuerten Unschuld nahelegen könnte, von der du eben sprachst.

ILICH: Wenn ich dich richtig verstehe, dann geht es dir um meine Gedanken oder sogar Gefühle in Bezug auf das Grundgefühl in der so genannten postmodernen Dichtung, in Romanen und in der Philosophie sowie dem gegenüber, was im Verlauf unseres Lebens mit der Dimen-

sion der Zeit, der Zeitlichkeit, geschehen ist. Wie hat dieser Übergang, dieser Pass, den wir in den 1970er Jahren überquerten, unseren Sinn für Zeitlichkeit – in Ermangelung von Besserem gebrauche ich das Wort –, Räumlichkeit und Grenzen affiziert? Diese drei gehören unvermeidlich zusammen. Um über diesen Übergang zu sprechen, diese Umwandlung, diese Umgestaltung, auf die du anspielst – wir wissen beide, worauf du dich beziehst, auch wenn wir nicht ganz sicher sind, was genau wir ansprechen, und das ist eine der Schwierigkeiten gerade in diesem Gespräch –, um diese Umgestaltung zu verstehen, muss ich sie zumindest geschichtlich untersuchen. Wo begann es das zu werden, was es heute ist? Und sobald die Dinge historisch sind, sobald wir behaupten, dass sie zumindest in den Gedanken, in den Gefühlen, im Körper und im Gewahrksam einiger Menschen ein Ende haben, dann setzen wir bereits voraus und nehmen an, dass sie irgendwann einmal einen Anfang hatten. Die Zeitlichkeit und Räumlichkeit sowie die Grenzen, die zu den Selbstverständlichkeiten in unserer Jugend gehörten – und noch viel mehr in der Jugend meines Vaters –, sind von einer Art, für die das Mittelalter und die Zeiten davor weder Sinn noch Gespür hatten. Am besten erzähle ich dir in diesem Zusammenhang von einem internationalen Treffen von Designern, zu dem ich kürzlich eingeladen war, um die Eröffnungsrede zu halten.⁶ Ich nahm zwei Freunde mit, um es gut zu machen. Das Treffen fand in einem plüschigen Theater in Amsterdam statt. Die Veranstalter forderten, dass alle Designer zukünftig in ihren Entwürfen die Kategorie der Geschwindigkeit berücksichtigen sollten, weil die Verlangsamung für unser Leben immer wichtiger geworden ist. Das 21. Jahrhundert muss langsam sein, nicht schnell, es muss den langsamen, aber besseren Arbeitern gehören – eine von diesen Jahrtausendphantasien. In meiner Rede suchte ich folgenden Gedankengang zu entwickeln: Ich bin Historiker und ich weiß, dass es den Begriff Geschwindigkeit vor Galilei überhaupt nicht gegeben hat. Als Galilei als erster die Vorstellung von Kilometern pro Stunde aufbrachte – oder präziser: von Entfernung in einer gegebenen Zeit –, da wusste er, dass er ein Tabu brach, wenn er Zeit und Raum als zwei voneinander getrennte Dinge aufeinander bezog. Aber das Hier und Jetzt, *hic et nunc*, gehörten so innig zusammen, dass man nicht von der einen Sache sprechen konnte, ohne über die andere zu reden. Galilei behauptete nun, dass er die Zeit getrennt vom Raum beobachten konnte. Was sollte daran neu sein? Das weiß doch jeder. Nein! Galileo hatte

ungeheure Schwierigkeiten, sich verständlich zu machen. Um diese Idee einer Integration mathematisch zu analysieren, bedurfte es der Erfindung der Infinitesimalrechnung durch Leibniz und Newton. Heute befindet sich das Konzept der Zeit, auf dem die Moderne beruht, in der modernen Physik, der modernen Philosophie und der modernen Biologie in einer Krise. Daran gibt es keinen Zweifel. Mir kommt es aber darauf an, dass das moderne Konzept der Zeit schon nicht mehr auf die erlebte Dauer bezogen war, auf das «für immer» im Eheversprechen, das nicht «ohne Ende» meint, sondern «jetzt ganz». Um in meinen Seminaren die Möglichkeit zu schaffen, eine Zeit ohne Uhr zu erleben, bitte ich jemanden, mir zu sagen, wann es Zeit ist für eine Toilettenpause. Wir müssen eine Askese pflegen, die es möglich macht, das Jetzt und das Hier auszukosten, das Hier als Örtlichkeit, als das, was zwischen uns ist, wie das Reich Gottes. Das ist eine ungemein wichtige Aufgabe, wenn wir retten wollen, was in uns noch übrig ist vom Sinn für Bedeutung, für Metapher, für Fleisch, für Berührung und Blick.

An dieser Stelle ergibt sich jedoch eine Schwierigkeit. Der Hunger nach einem asketisch eingeübten Gefühl für das Hier ist äußerst intensiv, und nach allem, was ich von den Strömungen der Postmoderne weiß, auf die du dich beziehst, könnte man sagen, dass so zu leben das Grundgefühl der neuen Zeit ist. Dieser Hunger rührt von einem technologisch produzierten Gefühl des Unvermögens in Bezug auf das Jetzt her; es trat an die Stelle von Planung und Hoffnung auf die Zukunft, welche die Generation davor nachhaltig bestimmten. Aber für mich riecht das nach Abdankung, nach Gehenlassen, nach Undisziplinertheit. Was ich in mir ebenso wie mit Freunden pflegen will, ist nicht Unvermögen, sondern Ohnmacht, eine Ohnmacht, die die Wachsamkeit für das Hier und Jetzt zwischen dem Juden und dem Samariter nicht vergisst. Vielleicht kann Thomas von Aquin helfen, die Dinge zu klären. Ich und einige meiner Freunde meinen, dass der Thomismus wie ein zerbrechliches Gefäß ist, etwas Großartiges, das aber leicht zerbricht, wenn es aus seiner Zeit herausgenommen wird. In seiner einzigartigen und höchst zerbrechlichen Art beharrt Thomas darauf, dass man über Zeitlichkeit nur nachdenken kann, wenn man die Zeit nicht nur von der Ewigkeit unterscheidet, die keinen Anfang und kein Ende hat, sondern auch von einer dritten Art von Dauer, die er *aevum* nennt. *Aevum* ist die Art des Weiterlebens und Zusammenseins, für die du und ich be-

stimmt sind. Sie hat kein Ende, aber ich weiß, sie hatte einen Anfang, auch wenn ich mich nicht genau an ihn erinnern kann. Vielleicht habe ich dir gegenüber einen Mann erwähnt, den mich Gerhart Ladner lieben lehrte, nämlich Petrus Hispanus. Manche Mittelalterforscher sehen in ihm ein Beispiel dafür, welche Form Schizophrenie im Mittelalter annahm, aber Ladner machte auf die wunderbaren Metaphern aufmerksam, die er verwendet. Petrus sagt, dass wir als Menschen, die im *aevum* leben, auf dem Horizont sitzen. Der Horizont ist die Linie, die uns von der Nase bis zum Hintern in zwei Teile teilt. Eine Seite sitzt in der Zeit, die andere im *aevum*. Das ist der Sinn unseres Daseins, um den es mir geht: Wir sind ein Wesen, das in einem Jetzt und Für-Immer lebt, das in jedem Augenblick abhängig ist vom schöpferischen Handeln Gottes. Und damit hat die heutige Rückkehr zur zyklischen Zeit oder zur Zeitlosigkeit oder zu einem erweckten Leben, als wäre ich in Trance, gar nichts gemein.

CAYLEY: Ich hoffe, du verzeihst mir meine Hartnäckigkeit und vielleicht Schwerfälligkeit, aber ich möchte gerne nachhaken, wie ich das Neue Testament nach der Auferstehung verstehen kann: das Gefühl, dass das Ende begonnen hat und bald da sein wird ...

ILLICH: Ich weiß, wie angetan du von diesen Männern bist, mit ihrem glückseligen Vertrauen darauf, dass das Licht im Osten morgen kommen wird, und wenn nicht morgen, dann übermorgen; aber was ist das andererseits für ein Privileg, in einer Zeit zu leben, in der unsere Hoffnung ihr diesseitiges, an Kalender und Uhr fixiertes Gerüst verloren hat. Wir leben in einem Zeitalter der unabgestützten Hoffnung.

CAYLEY: Neulich habe ich mir den Brief des Jakobus im Neuen Testament angeschaut und dort gelesen, dass der, der zweifelt, wie eine Meereswoge ist, die vom Winde getrieben wird.⁷ Er findet keinen Freund im Herrn, weil sein Gemüt und Geist geteilt sind. Vielleicht verstehe ich das nicht ganz, aber mir scheint, wenn ich bloß zwei Gemüter hätte, wäre ich ganz gut dran, angesichts der Umstände, unter denen ich aufgewachsen bin.

ILLICH: Das hat mit dem zu tun, was Aelred über die Freundschaft sagt. Was zwischen dem Juden und dem Samariter geschieht, ist wie ein Samenkorn. Wenn es heranwächst, wird es gerüttelt und vielleicht wird

sein Stengel sogar gebrochen, und es wird nie zur Blüte kommen. Woran wir uns festhalten, ist das Samenkorn. Nicht alle Freundschaften sind schön oder herrlich oder voll entwickelt. Das überlasse ich den Psychologen. Glaube, in seiner Wurzel, ist ein Geschenk, das mein Vertrauen in meinen eigenen Glauben erfordert. In seinen Äußerungen kann er schrecklich erschüttert sein. Und wenn ich Jakobus richtig verstehe, sollte ich mich nicht rühmen, meine Zweifel überstanden zu haben. Ich sollte eher demütig an der tiefen Wurzel in meinem Herzen festhalten. So ist es mit dem Lieben und der Nächstenliebe. Sie sind übernatürliche Geschenke. Die Schwierigkeit besteht darin, dass neunzig Prozent der Menschen, zu denen ich sprechen kann, sagen würden: «Oh Gott, was ist das?» Und doch glaube ich, dass die Menschen es heute eher als vor dreißig Jahren verstehen können, wenn ich sage, dass Geschenke wie Samenkörner sind – egal was ihnen geschichtlich, biographisch widerfährt. Die Apokalypse ist der Augenblick, an dem mir die Bedeutung meines eigenen Lebens enthüllt wird. Das ist etwas völlig Anderes als die Autobiographie, oder, noch schlimmer, die Biographie. Die Hagiographen versuchten einst, der geheimnisvollen Historizität jedes Lebens nachzuspüren. Mittlerweile ist jeder zu sehr von der Psychologie infiziert, als dass er diese fleischliche Seite dessen, was zwischen dir und mir ist, erfassen könnte. Oder auch diese haltlose Hoffnung.

CAYLEY: Du sprachst vorhin von Gottes Toleranz für die Diesseitigkeit seiner Kirche und hast gesagt, du würdest noch einmal darauf zurückkommen.

ILLICH: Ich habe diesen Ausdruck verwendet. Eine Stunde später bin ich nicht mehr so sicher, ob ich den Ausdruck «Gott ist tolerant» hätte verwenden sollen. Gott ist barmherzig. Aber Barmherzigkeit ist etwas, das sich heute sehr schwer erklären lässt. Die semitischen Sprachen haben dafür ein Wort, das auf den Wortstamm *raham* zurückgeht. Wenn Du die Etymologie verfolgst, wirst du sehen, dass es mit dem Schoß und mit der Natur verwandt ist. Der Schoß ist durch die Liebe entflammt, das ist die Bedeutung von *raham*. Die siebzig Rabbiner, die die Bibel ins Griechische übersetzten, hatten große Schwierigkeiten, ein nicht-semitisches, griechisches Äquivalent zu finden, und sie nahmen das Wort *eleos*, bei dem sogar für die Griechen etwas von Mitleid mitschwingt. *Eleos* ist etwas, von dem Plato in einer wunderbaren Textpassage meint,

es könne bei Frauen und Kindern hingenommen werden, nicht aber bei erwachsenen Männern. Und Aristoteles korrigiert ihn und sagt, es sei denn, diese erwachsenen Männer arbeiten als Anwälte und versuchen, bei den Geschworenen Mitleid für den Angeklagten zu wecken. «Alms», das Almosen, die Almosenspende, enthält im Englischen und Deutschen das *eleos*, das in Form des englischen Wortes *eleemosynary*,⁸ aus dem Latein ins Englische kam. Als ich über Gottes Toleranz sprach, da wollte ich eigentlich von seinem *raham* sprechen. Fünfmal am Tag kniet ein guter Moslem nieder, das Haupt gen Osten gewandt, allein, mit anderen, die ebenso allein neben ihm stehen vor Allah. Und im ersten Satz seines Gebets kommt das Wort *raham* zweimal vor.⁹ Nach allem, was wir heute gesagt haben, bin ich jedenfalls voller Staunen. Ich könnte mir Zweifel zusammenphantasieren, die mich erschüttern. Kann man an die Existenz von jemanden glauben, der dieses Chaos geschaffen hat, das ich dir beschrieben habe? Das Geheimnis, dass Gott noch existiert, zeigt sich darin, dass er der Barmherzige genannt wird. Das ist letztendlich das, was wir süßen Schmerz nennen. Ist es möglich, dass jemand, der mich kennt, so wie nur Er mich kennt, mich ertragen könnte? Das ist süß, weil daraus Glaube, Hoffnung und Nächstenliebe wachsen können. Heute würden wir von Selbst-Akzeptanz sprechen. Ich brauche kein «Selbst», um die Tatsache, dass Er mich erträgt, zu akzeptieren oder mich anzustrengen, sie zu akzeptieren.

CAYLEY: Lass mich also abschließend sagen, dass das Geheimnis des Bösen, so wie ich es verstehe – meine Bibel spricht vom Geheimnis der Bosheit –, gerade der Niedergang der Kirche ist, es ist fraglos die Schöpfung der christlichen «Religion».

ILICH: Ja, es ist diese instrumentalisierte oder instrumentell aufrechterhaltene Wahrheit und Nächstenliebe ... Maschinerien, um das eine oder das andere zu tun.

CAYLEY: Und glaubst du, dass du dir eine Freiheit herausnimmst, wenn du die Worte des Paulus, die er an die Thessaloniker schrieb, auf diese Weise interpretierst?

ILICH: Nein. Ich glaube nicht, dass ich mir eine Freiheit herausnehme. Gott helfe mir.